Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Mein Freund Horner
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572597

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein Freund Horner.

Skizze von **Jonathan**, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ich lernte auf einer längeren Seereise einen jungen Mann kennen, den ich hier Horner nennen will. Ich könnte auch Meier sagen, oder Schmid, denn sein Name war ganz anders, hatte in Wirklichkeit nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einem der eben erwähnten, aber: what 's in a name? Mein Freund Horner wandelt noch unter den Lebenden und wenn diese Zeilen ihm begegnen, soll er keinen Grund haben, zu sagen: „Hätt' der verfluchte Federfuchser nicht wenigstens meinen Namen verschweigen können?"

Unser Schiff, der „Kaiser Wilhelm II." des Norddeutschen Lloyd war in Neapel angelaufen, hatte Passagiere und Post aufgenommen und stach gegen neun Uhr abends wieder in See. Es war eine wundervolle Mondnacht im Juni und ich promenierte ohne Gesellschaft auf dem Deck auf und ab, mich ganz meinen Betrachtungen hingebend.

Unter den neuangekommenen Reisegenossen war mir ein fast herkulisch gebauter junger Mann aufgefallen, der in seinem Aeußeren alles das hatte, was — wenigstens auf den ersten Blick — heiratslustige Damen ohne Unterschied des Alters anziehen mußte. Sein blühender Teint, der Cäsarenkopf — und die famose Figur! Na, ich kann's ja jetzt ruhig eingestehen, mich erfüllte ein eifersüchtiger Neid, denn — — ich bin ganz anders!

Mein Herkules machte ebenfalls seinen Abendspaziergang und wir begegneten uns in regelmäßigen Intervallen; doch wollte keiner den anderen begrüßen oder ein paar Worte wechseln, was sonst auf ausgedehnteren Seereisen üblich ist, ohne daß man sich die Mühe nimmt, sich vorher zeremoniell vorzustellen. Ich machte keinen Anfang, da ich dem Hünen das Glück mißgönnte, mit solch' einem Empfehlungsbrief zur Welt gekommen zu sein; warum e r keinen Anknüpfungsversuch machte, wußte ich nicht, konnte ich mir nicht erklären, warum er mich trotzdem bei jeder Begegnung so freundlich ansah und mich so höflich passieren ließ.

Nach und nach zogen sich die anderen Passagiere in ihre Kajüten zurück; es war kurz vor 11 Uhr und die schöne Nacht verlor an Reiz, da sich eine schwarze Wolkenwand langsam vor die funkelnden Sterne vorgeschoben hatte.

Auf dem Deck war es nunmehr ganz dunkel.

Da näherte sich mir der Fremde und fragte mich aufs zuvorkommendste, ob er nicht störe, wenn er noch ein Stündchen in meiner Gesellschaft verbliebe, er sei so voll der neuen Eindrücke, daß es ihn dränge, sich mitzuteilen.

Die im liebenswürdigsten Tone gehaltene Frage, sowie das sympathische Organ des jungen Mannes und schließlich die seltene Offenheit nahmen mich so ein, daß ich bereitwilligst bejahte.

Ich erfuhr, daß wir dasselbe Ziel hatten: Kairo; wir kamen von den Pyramiden von Gizeh, auf deren Entstehung zu sprechen, auf die vor viertausend Jahren geübte Ausnützung der menschlichen Arbeitskraft, von diesem Thema war es wieder nur ein Sprung in die Gegenwart: Sozialpolitik und National-Oekonomie; auf Maschinenwesen und große Erfinder, dann auf große Männer überhaupt; Bismarck, Napoleon, Gladstone und Göthe, Dante und Christus u. s. w.

Freund Horner entpuppte sich als ein Mann von umfassender Bildung und ich freute mich, einen so vortrefflichen Gesellschafter gefunden zu haben. Er hatte vieles auf dem Kontinente gesehen, das mir fremd war und ich unterhielt mich aufs beste.

Aus dem Stündchen wurden zwei und drei, bis ich ihn aufmerksam machte, daß die Dämmerung nicht mehr ferne sei. Ich schlug vor, den Sonnenaufgang abzuwarten, umsomehr als zu meiner Freude der Himmel in der letzten Stunde ganz wolkenlos geworden war.

Freund Horner spähte auf den schwarzen Ozean hinaus und dann gen Osten zum Himmel hinauf.

„Ja", hastete er, „ich glaube, die Sterne beginnen schon zu erblassen. Ich muß mich zurückziehen. Gute Nacht!"

„Guten M o r g e n!" sagte ich, nicht wenig erstaunt über den jähen Abbruch und den fast brüsken Ton, in welchem er die wenigen Worte hervorgestoßen hatte, nachdem wir so lange aufs freundlichste unsere Gedanken ausgetauscht hatten. Es war zu dunkel gewesen, um seine Züge zu unterscheiden, aber mich däuchte, als ob ich etwas schmerzbewegtes darin entdeckt hätte.

Ich machte mir die sonderbarsten Gedanken über den so plötzlich und ohne jede Veranlassung Entflohenen, versuchte mich zu erinnern, ob ich ihn vielleicht durch irgend eine Bemerkung verletzt haben könnte, mußte aber alles Grübeln aufgeben, da ich zu keinem Resultat gelangen konnte.

Ohne den Sonnenaufgang abzuwarten, gieng ich in meine Kajüte.

Am anderen Morgen war ich einer der letzten beim Frühstück. Auf einer Seereise in den südlichen Gewässern Europas ist ein warmer Junitag ein so hehrer Genuß, daß man ihn erlebt haben muß, um ihn ganz zu begreifen. Vorstellen läßt sich das nicht, auch wenn man jahrelange an der Küste die Sommermonate verbracht hat, aber recht früh aufstehen muß man, wenn das Verdeck von den munteren Matrosen blitzblank gewaschen wird, erst mit hochgezogenen Beinen auf dem Steuerradkasten sitzend, eine Tasse heißen Kaffees schlürfen, — von der für die Mannschaft gebrauten Sorte, die manches zu wünschen übrig läßt —, dann auf die See hinauslugen, durch die das Schiff im gleichmäßigen Tempo seinen Weg schneidet: Dazu die noch niedrig über dem Horizont stehende Sonne, die in der reinen Athmosphäre wie eine goldene Kugel gleißt und die kleinen, schaumgekrönten Wellchen mit Myriaden blitzender Diamanten übersäet, die kräftige, salzige Luft und die Aussicht auf einen weiteren fröhlichen Tag mit heiteren, sorglosen Menschen, allem entrückt, was einem auf festem Boden Laune und Zufriedenheit rauben könnte: Keine Briefe, keine Kursschwankungen und — keine Mahner an vergessene Schulden —, wer könnte sich diesen Eindrücken entziehen?

An diesem Morgen nun empfand ich von alledem nichts. Man kann nicht Nächte durchschwärmen u n d frühe Morgenstunden genießen.

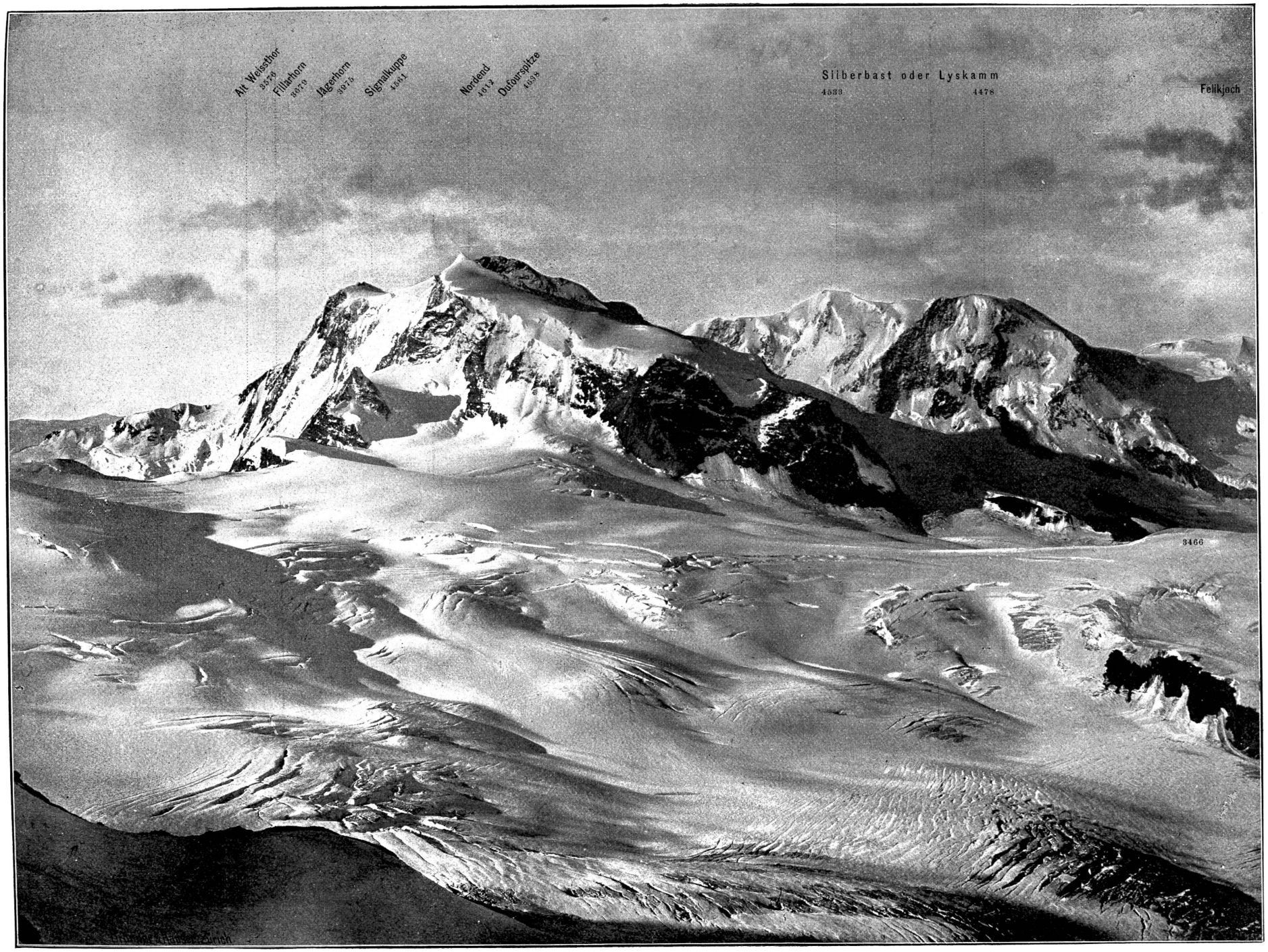
Ich ärgerte mich über mich selbst.

Freund Horner war noch nicht erschienen. Das war mir ein Trost, so hatte wenigstens auch er den herrlichen Morgen versäumt.

Zum Lunch kam er auch nicht, er ließ sich in der Kajüte servieren. Das Meer war spiegelglatt und es konnte daher von Seekrankheit keine Rede sein. Nichtsdestoweniger wollte ich mich erkundigen und bat den Schiffsarzt, ihn zu besuchen. Die Auskunft war, daß er allein zu bleiben wünsche. Das war wenigstens deutlich.

Monte Rosa

Silberbast oder Lyskamm



Gornergletscl

Grat zum Sto

Findelengletscher

Cliché u. Druck „Polygr. Institut Zürich."

Photographie Vittorio Sella, Biella.

MONTE ROSA LYSKAMM

Auch zum Diner erschien er nicht.

Ich hatte an dem Menschen solches Interesse genommen, daß mich sein Fernbleiben, sowie die fast herausfordernde Art seines Benehmens am Morgen, den ganzen Tag beschäftigt hatten.

Es mochte gegen elf Uhr nachts gewesen sein, ich stand an der Starbordseite gegen die Kommandobrücke gelehnt, einem in kurzer Distanz vorbeipassierten, hellerleuchteten Passagier-Dampfer nachsehend, als mich ein fröhliches: „Guten Abend!" aus meinen Meditationen aufscheuchte.

Mein Freund Horner stand in seiner Hünen-Statur vor mir. Ich erkannte ihn nur an seinen großen Umrissen und daran, daß er mir die Aussicht auf den Dampfer ganz versperrte, denn seine Züge konnte ich wegen der Dunkelheit nicht mehr unterscheiden.

Er begann sogleich von dem fremden Dampfer zu sprechen, den er als eines der vier „Jubilee-Boats" der „P. und O. Linie" erkannte, nnd zwar an der Bauart und Anordnung der Lichter, woraus ich schloß, daß er schon geraume Zeit auf dem Deck gewesen sein mußte.

Wir kamen von diesem Schiffe auf die Stärke der englischen Marine zu sprechen, dann auf die deutsche, auf die Verbesserungen in der Schiffsbaukunst überhaupt und die infolge dessen erhöhte Sicherheit, auf elektrische Beleuchtung und die wundervollen Errungenschaften der Technik, auf Röntgenstrahlen und die Sichtbarmachung wandernder Kugeln, mit einem Wort, unser Gesprächstoff schien, so wie gestern, kein Ende nehmen zu wollen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wie vor vierundzwanzig Stunden, begann Horner unruhig zu werden, und im selben Augenblicke, als ich die Bemerkung machte, es werde im Osten lichter, war er mit einem hastigen: „Auf Wiedersehen!" verschwunden.

Ich war sprachlos. Mit was für einem sonderbaren Menschen hatte mich da der Zufall zusammengeführt? Stundenlang der geistreichste Sprecher, belesen und in hundert Gebieten bewandert, mit einem gesunden Urteil begabt und immer höflich, ward der Mensch mit einem Schlage ein bodenloser Grobian. Oder hatte ich es mit einem Verrückten zu thun? Litt er an einer fixen Idee?

Ich war über sein Auftauchen so erfreut gewesen, daß ich ganz vergessen hatte, ihn über sein Verbleiben während des Tages zu fragen; auch wäre es taktlos gewesen, ihn zu interpellieren, da er keine Miene machte, mich darüber aufzuklären.

Es vergieng noch ein Tag und eine dritte Nacht. Wenn die Buddhisten Recht haben, dann mußte meines Freundes Horners Seele sicherlich in der grauen Vorzeit einer Fledermaus Körper bewohnt haben.

Auch diese dritte Nacht verstrich im wechselseitigen Gespräche, aber ich hatte mir fest vorgenommen, ihn diesesmal nicht entschlüpfen zu lassen. Horner muß wohl so etwas geahnt haben, denn eben, als ich die Frage stellen wollte, auf die Gefahr hin, für neugierig gehalten zu werden, oder vielleicht taktlos, jagte er ohne Gruß in seine Kajüte hinunter, in toller Flucht.

„Ein kompletter Narr", sagte ich mir, „aber ein interessanter, ein bedauernswerter; eine Doppel-Natur, bestehend aus einer Summe von Intelligenz und einem Quentchen Wahnsinn."

Aber meine Neugierde war erregt und der Sache auf den Grund kommen mußte ich, koste es, was es wolle.

Auch an dem folgenden dritten Tage blieb Horner unsichtbar, erst spät nachts tauchte er programmgemäß auf.

Wir mochten uns ungefähr eine Stunde lang unterhalten haben und er war eben daran, das Thema zu wechseln, — wir sprachen von den Eigenheiten großer Männer, als z. B. Schillers Vorliebe für den Geruch fauler Aepfel, Gladstones eminentes Verständnis für die Holzhacker-Kunst, Begas' vollendetes Billardspiel und die bis jetzt noch wenig verbreitete Manier eines bekannten Musikers, im Negligé auf dem Boden liegend, zu komponieren, — mein Freund war also eben daran, das Thema zu wechseln, als ich die treffliche Gelegenheit erkannte, vorsichtig und ohne eigentlich indiskret zu werden, auf das Sujet, das mich so sehr beschäftigte, hinüberzuleiten.

Ich warf die oft gebrauchte Bemerkung dazwischen, daß es nicht genüge, eine Marotte zu haben, um ein bedeutender Mann zu sein, sondern, daß man es dessenungeachtet sein könne, führte einige Beispiele unserer Passagiere an und fragte meinen lieben Horner so nebenbei, wie es eigentlich komme, daß er sich tagsüber gar nie blicken lasse.

Ich wäre gar nicht überrascht gewesen, wenn er, ohne ein Wort zu sagen, Reißaus genommen hätte, aber statt dessen tastete er nach meiner Hand, — es war zu dunkel, um deutlich zu sehen, — und antwortete mir mit weicher Stimme:

„Ich fühle mich zu Ihnen so hingezogen, daß ich Ihnen die Frage beantworten werde, — — und dann, dann werde ich auch am Tage heraufkommen, — wenn Sie mich niemandem sonst vorstellen wollen."

Ich bejahte diese Konzession selbstredend, ohne mir von deren Ursache noch eine Vorstellung machen zu können.

„Lassen Sie uns Platz nehmen," bat Horner; wir rückten zwei deck-chairs aneinander und er begann:

„Sie werden mich gewiß, meinen großen Formen nach, für einen mutigen Menschen halten, der vor nichts Furcht hat. In Bezug auf meinen körperlichen Mut dürften Sie auch Recht behalten, hingegen habe ich eine unüberwindliche Scheu vor der Gesellschaft. Ich leide nämlich an einem Sprachfehler, der mir das Leben gänzlich verbittert hat."

„Aber ich habe ja gar nichts davon bemerkt," schaltete ich erstaunt ein.

„Weil Sie mich noch nie sprechen gesehen haben. Ich stottere nämlich, und zwar, wie die meisten mit diesem Uebel behafteten, umsomehr, wenn man mir erwartungsvoll ins Gesicht sieht; dann werde ich rot, verlegen und so verwirrt, daß ich keinen Ton mehr herausbringe und gälte es mein Leben. Auf der Schule haben mich meine Kollegen schon als Junge damit geneckt und das hat den Fehler nur verschlimmert. Schließlich ist es bei mir soweit ausgeartet, daß ich schon bei dem Gedanken, in Gesellschaft sein zu müssen, fast die Stimme verliere. In den Kreisen, in denen ich mich notgedrungen bewegen muß, wie bei Verwandten, oder Freunden zu Hause, da trägt man dem Rechnung und sieht weg, wenn man mit mir spricht. Von Fremden kann ich das nicht verlangen, man würde mich für verrückt halten und den Verkehr mit mir abbrechen, bevor ich noch Zeit gefunden hätte, mich zu erklären.

Durch jahrelange Uebung habe ich es endlich soweit gebracht, fließend zu sprechen, wenn ich allein bin. Dann gieng ich weiter und begann mich mit Freunden im Dunkeln zu unterhalten, bis ich auch mit ihnen ohne zu stottern konversieren konnte, denn da konnten sie ja nicht sehen, wie ich errötete und meine Verlegenheit mußte ihnen entgehen. Endlich bin ich auch soweit gekommen, mich mit Fremden, freilich nur im Dunkeln, unterhalten zu können. Sie werden jetzt wohl auch verstehen, weßhalb ich mich immer vor der ersten Morgenröte zurückzog.

Bahnreisen mache ich stets nur bei Nacht und wenn Sie es nicht als eine verletzende Zumutung aufnehmen werden, mich morgen beim Tage nicht anzusehen, so will ich gerne in Ihrer Gesellschaft weilen. Sie müssen aber wegsehen, sonst ziehe ich es vor, erst in der Dunkelheit meine Kajüte zu verlassen. Schon die bloße Vermutung, daß sich irgend einer der anderen Passagiere an mich wenden könnte, läßt mich fast bereuen, Ihnen das Versprechen gegeben zu haben. Den Winter bringe ich gewöhnlich in Hammerfest oder Drontheim zu, so entgehe ich allen Einladungen in Gesellschaft und habe auch noch den Vorteil der langen Nächte."

Horner setzte einen Augenblick ab, um sich eine Zigarrette anzuzünden und bat mich um Feuer von meiner Zigarre, während er die ihm offerierte Schachtel Zündhölzer ablehnte. Ich hatte gerade Zeit zu überlegen, wie wohlthuend die sechsmonatelangen Polarnächte auf ihn einwirken müßten, dann setzte er in leiserem Tone fort:

„Auch der schwerste Schlag, den ich im Leben je erlitten habe, ist auf diesen schrecklichen Fehler zurückzuführen. Das heißt, damals schien es mir so, es traf mich auch wirklich furchtbar, aber nun habe ich es überwunden. Die Sache verhielt sich so:

Ich studierte das fünfte Semester an einer Universität in Mittel-Deutschland. Bald nach meiner Ankunft in der kleinen Stadt fiel mir ein junges Mädchen auf, das mir die Verkörperung meines Ideales zu sein schien. Ich war so glücklich, ihr in kurzen Zwischenräumen zu begegnen. Eine Gelegenheit zu suchen, um ihr vorgestellt zu werden, war wohl mein sehnlichster Wunsch, aber ich schrak vor dem in mir keimenden Gedanken zurück; weshalb — habe ich Ihnen vor kurzem erklärt. Ich war ihr aufgefallen, das merkte ich bald, und als ich mich einmal umwandte, bemerkte ich zu meiner Freude, daß sie denselben Gedanken gehabt hatte.

Was in mir tobte, war nicht die flüchtige Liebe eines jungen, übermütigen Studenten, sondern, — so glaubte ich

damals — eine große, vor keinen Schranken zurückschreckende, wahre Leidenschaft. Ich wollte darum auch geliebt sein, und zwar um meiner selbst willen, nicht wegen meiner Stellung, die sich mir sofort nach Beendigung meiner Studien eröffnen würde, noch auch um meines Reichtums halber. Ich lebte auch nicht auf großem Fuße, sondern bestrebte mich, den Schein zu wahren, als ob ich einem Brotstudium nachgienge. Da es in der kleinen Stadt keine Schwierigkeiten hatte, über tun und lassen jedes einzelnen Einwohners genaueste Auskunft zu erhalten, so hätte man ihr auf allfällige Erkundigungen eben nur bestätigen können, daß ich meinen Studien ziemlich fleißig obliege und mich von allen Geselligkeiten fernhalte. Diesen Eindruck wollte ich machen.

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß sie Marie heiße, daß ihr Vater ein größeres Komptoir in der Stadt habe, daß er, gesundheitshalber, außerhalb derselben wohne und daß sie regelmäßig des Abends komme, um ihn abzuholen. Von da an fand ich mich zur selben Zeit an derselben Kreuzung ein, und, so oft das Wetter es zuließ, kam sie mit der größten Pünktlichkeit. Nach kurzer Zeit kannte ich alle ihre Toiletten, ich erkannte sie von Weitem, aber ich hätte nie gewagt, sie auch nur durch einen Gruß zu verletzen.

Ich war im Sommersemester angekommen und je kürzer die Tage wurden, desto mehr wuchsen meine Chancen. Einer meiner Kollegen, dessen Familie in der Stadt ansässig war, begleitete mich öfters mit seiner jüngern Cousine. Ob er von meiner stummen Anbetung etwas ahnte, oder ob Fräulein Marie mit der Cousine meines Freundes über mich gesprochen hatte, weiß ich nicht, aber, als wir ihr einmal begegneten, — es war an einem schönen, kalten Novemberabend — blieb er plötzlich stehen, die Cousine wechselte einige Worte mit Fräulein Marie und ich wurde vorgestellt, ehe ich es verhindern konnte.

Sie können sich meine Verlegenheit denken. Ich pries die patriarchalischen Beleuchtungseinrichtungen der Stadt und den konservativen Sinn ihrer Väter, denn, obwohl ich fühlte, daß ich bis unter die Haare errötete, sehen konnte man es nicht.

Die Dunkelheit machte mir Courage und die Konversation gieng ganz flott von statten; ich spazierte mit Fräulein Marie voraus, mein Freund und seine Cousine folgten.

Nun hatte ich öfters das Glück, sie begleiten zu dürfen und, da ich es beim sprechen stets vermied, ihr ins Gesicht zu sehen, blieb ihr mein Leiden verborgen.

Sie forderte mich zu wiederholten Malen auf, bei ihr zu Hause meine Aufwartung zu machen, aber ich bat sie, dies verschieben zu dürfen, da ich vorgab, mit den Vorbereitungen zum Examen so sehr beschäftigt zu sein, daß ich mir die Freude, ihre Eltern kennen zu lernen, vorläufig noch versagen müsse. Nur eine halbe Stunde dürfte ich mir gelegentlich rauben, um sie zu sehen. So sagte ich ihr.

Auf diese Weise vergieng der ganze November und die größere Hälfte des Dezember. Weihnachten war vor der Thüre.

Wir waren, wie dies ja selbstverständlich ist, unterdessen bekannter geworden; ich nannte sie nur mehr Marie. Sie hatte mich wieder gebeten, mich während der Feiertage bei ihren Eltern einführen zu lassen, umsomehr, da dieselben erfahren hätten, daß sie öfters in meiner Begleitung gehe.

Da war nun freilich kein Ausweg mehr möglich, aber ich zitterte vor der Entdeckung. Ich hatte das Gefühl, als ob ich in die Erde sinken müßte, wenn ich bei dem ersten Worte schon, das ich an ihre Mutter richten würde, stecken bliebe.

Zwei Tage vor dem Weihnachtsabend kam sie mir freudig entgegen und erzählte mir, ihre Familie würde den Festabend bei den Großeltern feiern und die Familie meines Freundes, sowie seiner Cousine seien ebenfalls dort Gäste. Dies wäre eine ganz vorzügliche Gelegenheit, da mein Freund mich unter der Motivierung, ich hätte keine Verwandten in der Stadt, mitbringen könnte. Die Großeltern wohnten in einem Nachbarorte, etwa eine halbe Stunde per Bahn entfernt.

Ich mußte mich ins unvermeidliche schicken.

Gegen sechs Uhr abends war ich, wie verabredet, beim Bahnhof. Mein Freund erwartete mich schon, und teilte mir mit, daß Marie mit ihren Eltern bereits da wären, auch die anderen Geladenen seien alle im Wartsaale versammelt.

Meine Beklommenheit begann; ich hatte ein Angstgefühl, als ob ich ersticken müßte. Nur um einige Minuten Aufschub zu ermöglichen, bat ich ihn, zu seiner Gesellschaft zurückzukehren und alle zu ersuchen, einzusteigen, da der Zug nach wenigen Minuten abfahren sollte. Ich anerbot ihm inzwischen alle Billete zu besorgen. Das schien ihm sehr vernünftig und er folgte meiner Bitte.

Auf dem Wege zum Schalter wiederholte ich mir laut: „„Zehn Billete nach Bieberdorf““, so hieß der Ort. Ich wiederholte es immer wieder. An der Kasse begann ich ganz kühn, ohne hinzusehen: „„Zehn B — — B — — B — — Bi — — —, z — — z z — — z — zehn B — — B — — —““; ich brachte es nicht heraus. Der Mann am Schalter wurde ungeduldig, andere Passagiere warteten. „„Na, was denn?““ rief er. Da war es aus!

Ich lief weg: „„Zehn Billete nach Bieberdorf““ sagte ich zu mir ganz fest und kehrte wieder zur Kasse zurück — — aber umsonst, ich stockte, wie er mich ansah. — Bedenken Sie das ‚Z‘ und die vielen ‚B‘.

Da höre ich auf einmal das dritte Läuten, ein Pfiff — — und ich stürze atemlos auf den Zug zu, der mir vor der Nase wegfährt. Neun Köpfe sehen zum Fenster hinaus — in die kalte Winternacht — und neun verschiedene Stimmen rufen wie aus einem Halse und nichts weniger als freundlich, mir zu: „„Die Billete!!““ — —

Herr Horner holte tief Atem.

„Aber sie haben mir ja die Geschichte tadellos erzählt“, rief ich dem Unglücksvogel zu. Ich mußte mich über den Streich ärgern, der doch so leicht zu vermeiden gewesen wäre.

„Ja“, sagte er, „in der Dunkelheit, aber die Station war ganz erleuchtet!“.

Dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Wozu soll ich Sie mit einer Beschreibung meines Zustandes langweilen? Es müßte ja doch nur ein Versuch bleiben, denn wiedergeben läßt sich das nicht.

Ich packte noch am selben Tage meine Sachen zusammen und reiste am nächsten Morgen, am schönen, fröhlichen, für mich so traurigen Weihnachtsmorgen, nach Hause. Von meinem geträumten Glücke nahm ich nur die Scherben mit.

Zu Hause angelangt, schrieb ich an Mariens Eltern, unbekannterweise, einen Brief, worin ich die traurige Affaire so gut als möglich zu entschuldigen suchte. Auch meinem Freund schrieb ich und von ihm allein bekam ich Antwort.

In derselben teilte er mir mit, daß besonders Mariens Vater furchtbar erzürnt war, da man ihn — und so auch die anderen — wegen Reisens ohne Fahrkarten zur strafweisen Nachzahlung veranlaßt hatte. Dagegen hätte es bei der Rückkunft eine allgemeine Heiterkeit hervorgerufen, als der Bahnkassier die Geschichte von einem jungen Manne zum Besten gab, der zehn Billete lösen wollte, aber vor dem Ziele immer stecken blieb. Mein Freund bat mich, nur wieder zu kommen, man hätte mir alles verziehen.

Nach Wochen erst ließ ich von mir hören. Ich schrieb ihm, ich müßte auf Anraten des Arztes eine längere Reise unternehmen und würde ihn vielleicht nach meiner Rückkunft besuchen. Das war eine Notlüge; aber den guten Leuten dort unter die Augen zu treten, hätte ich nimmer gewagt.

Darüber sind nun schon Jahre verstrichen, und als ich zufälligerweise erfuhr, daß Marie bald nach meinem Verschwinden geheiratet hatte, — etwa ein halbes Jahr darauf —, da trug ich meinen Schmerz auch leichter. Jetzt finde ich sogar manchmal, daß wir nicht einmal gut zu einander gepaßt hätten.“

Herr Horner hatte mir seine Leidensgeschichte noch viel weitschweifiger erzählt, als ich sie hier wiedergegeben habe und ich glaubte, ihm einige Worte des Dankes und Beileides zollen zu müssen.

„B — — b — — — bi — — —, bit — — — bitte, bitte“ stotterte er endlich mühsam heraus, „b — — b — — b — —, bitte, sehen Sie mich nicht so an, — — so, das ist besser, der Morgen bricht an, und ich glaube, es ist Zeit, daß wir Beide unsere Betten aufsuchen.“ Ich schüttelte ihm kräftig die Hand, sah weg, und wünschte ihm, wohl zu ruhen.

An diesem Tage kamen wir in Port-Said an; wir verließen zusammen das Schiff und reisten am andern Tage nach Kairo, wo wir noch eine Woche gemeinsam verblieben. Horner war mir nun auch bei Tage ein ausgezeichneter Gesellschafter — wenn ich ihn nicht ansah.

Dann trennten wir uns. Mich führte mein Weg weiter nach dem schönen, paradiesischen Ceylon, dem „Perltropfen Indiens“, während Horner den Sommer irgendwo an einem kleinen Orte auf Island zubringen wollte.

Nach fünf Jahren erst bin ich ihm wieder begegnet und zwar an der Riviera. Auf einem Nachmittagsbummel am

Strande kam mir ein großgewachsener Mann entgegen, an seinem Arme eine der schönsten Frauen führend, die ich je gesehen, vor ihnen im Seesande, spielend und lachend, hüpfte mit nackten Füßchen ein kleiner, blondlockiger Knabe, ein bildhübsches Kind.

Mich sehen, den Arm der Dame loslassen — und mit einem strahlenden Lachen auf mich zukommen, war eins.

„Ich bin der b — — b — — beneidenswerteste Mensch," rief er mir zu, „das ist meine Frau und mein Kind."

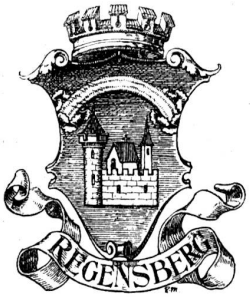
„So?" entgegnete ich. „Haben Sie Ihre Bekanntschaft auch im Dunkeln gemacht?"

„Ja", war seine Antwort. „Sie haben nicht ganz Unrecht. Ich habe fast ebenso lange gezögert, wie damals, na, Sie wissen ja, ich habe Ihnen die Geschichte vor Cairo erzählt. Es war auch wieder so eine Episode dabei, war aber gar nicht nötig, denn meine F — — F — — Frau, müssen Sie wissen, st — — t — — t — stottert auch!"

Die Städtewappen der Schweiz.

Von **Paul Ganz**, Zürich. Mit Wappenbildern von R. Münger, Bern.

I. Kanton Zürich (Schluß).



Regensberg. Stadt und Obervogtei haben ganz verschiedene Wappenbilder. Das Städtchen führt in blau oder in rot eine weiße Burg mit rotem Dache, darüber einen Regenbogen, welcher aus zwei Wolken aufsteigt; also ein redendes Bild. Ein Siegel aus der Mitte des 14. Jahrhunderts zeigt einen Berg und darüber den Regenbogen.

Die seit 1409 errichtete Obervogtei hatte das Wappen des ausgestorbenen freiherrlichen Geschlechtes von Regensberg angenommen, ein fünf mal blau-weiß gespaltener Schild mit rotem Querbalken.

Rheinau, in blauem Schilde einen nach rechts aufsteigenden Salmen. Die Bewohner des Städtchens, das vom Rheinstrome umflossen wird, betrieben größtenteils den Fischfang und haben ihre beste Beute, den Salmen zum Wappenbild erkoren.

Maßliebchen.

Ganz lislig isch ietz über d'Nacht
De Früelig wieder cho,
Do gseht er dert im junge Gras
Es Geißegiseli stoh.

Das macht e sones härzigs Gsicht,
Daß er nid anderst cha,
Er mues em gschwind es Schmützli geh
(Er wär jo sust ke Ma!)

Potztusig, wie ietz uf emol
's ganz Fäld voll Blüemli stoht!
Doch 's Geißegiseli mützerlet
Fürrot: „Ihr chömed z'spot!"

Lenzburg. Sophie Hämmerli-Marti.